

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Euphemie Lacoste

[urn:nbn:de:bsz:31-321934](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-321934)

Euphémie Lacoste.

In Frankreich taucht von Zeit zu Zeit ein Kriminalprozeß auf, welcher ein romanhaftes Interesse gewinnt, eine That, welche bei dem ersten Eindruck mit bangem Abscheu erfüllt, welche als ein Schrei der Entrüstung durch das ganze Land zittert, die aber nach und nach, statt des allgemein menschlichen Mitgeföhls, die Neugier anzuregen beginnt und häufig das in Thätigkeit gesetzte Mitleid auf andere Bahnen lenkt. Wann es zuerst das Verbrechen selbst gewesen, das als einfaches Faktum in seiner ganzen Größe dem Publikum gegenüberstand, so gewinnen allmählig im Laufe der Verhandlungen die Umstände und Verhältnisse Bedeutung, — das Verbrechen tritt in seiner Eigenschaft als Verbrechen an die zweite Stelle, es ist für die Menge der Lösungssakt eines Trauerspiels, der Schluß eines Romans geworden; von diesem Standpunkt nimmt man die Sache als interessant, man findet Einzelnes ergreifend, tieftragisch, man lächelt, man schenkt seinen Beifall, von diesem Standpunkt betrachtet man die Persönlichkeiten, und das Mitgeföhls, welches anfänglich allein dem Verbrechen, der Person des Gemordeten galt, geht auf diese über. Das Verbrechen mit seinen Antecedentien wird ein Drama, die handelnden Personen werden lognettirt und durchgesprochen wie Schauspieler.

Wir haben eine Reihe solcher Prozesse aus dem neuesten Frankreich. Die beiden, welche die meiste derartige Theilnahme gefunden haben, knüpfen sich an die Namen Lafarge und Lacoste. Hier waren Frauen die Angeklagten. Ein Weib, welches eine That vollbringt, ist immer ein Phänomen, die Jungfrau von Orleans so gut wie Charlotte Corday, Johanne Sebus wie die Lafarge. Das Heldenthum und das Verbrechen erfordern den gleichen Aufwand von Muth. Zudem wirkte bei jenen beiden Frauen die äußere Erscheinung auf eine höhere Theilnahme hin; und so kommt es denn,

daß während einiger Tage die Assisenverhandlungen von Auch die dritte und vierte Seite aller französischen Blätter gefüllt und Supplemente nöthig gemacht haben. Auch in Deutschland hat die Anklage gegen Euphémie Lacoste einen ungewöhnlichen Antheil gefunden, auch bei uns ist sie Gegenstand von Debatten geworden, auch die deutschen politischen Blätter haben ihre Spalten mit Auszügen aus den französischen Journalen gefüllt; es scheint mir an seinem Orte, daß auch ein Blatt, welches der Gesellschaft angehört, Rücksicht auf ein Ereigniß nimmt, das so bewegend und anregend auf die Gesellschaft gewirkt hat, und das, was bisher in seiner ursprünglichen Gestalt, in der Form der Protokolle, geboten worden ist, in die Form einer Biographie zu bringen sucht.

Warum in Deutschland ein Kriminalprozeß kein solches Aufsehen hervorruft, ist eine Frage, deren Beantwortung in der Natur unseres Strafprozeßverfahrens liegt. Wir haben keine Oeffentlichkeit. Unserer Menge bleibt das Verbrechen ein erschreckendes einzelnes Faktum; die handelnden Personen und alle Umstände werden sogleich ihren Blicken entriickt. Unter dessen schleicht die Untersuchung jahrelang dahin und ermittelt das in ihrer Heimlichkeit, was in Frankreich die Assisen lebendig unmittelbar vor den Augen der Menge entrollen, was sie ihr in dramatischer Entwicklung vorführen. Die deutschen Verbrechen sind ein todttes Kapital für die deutschen Blätter, für die Unterhaltung unserer Gesellschaft. Es hat schon Leute gegeben, welche gemeint haben, nur Frankreich und England seien die eigentliche Heimath der interessanten Verbrecher und Verbrecherinnen. Das hat indeß gute Wege. Wäun uns einmal unsere Regierungen ein öffentliches, rasches Gerichtsverfahren gegeben haben werden, dann werden, abgesehen von den großen Vorzügen, welche sich für unser gesamntes Volksleben herausstellen, auch unsere Zeitschriften mit interessanten einheimischen Verbrechen versorgt werden. Denn eigentlich liegt in jedem Verbrechen, selbst wenn es nicht unter besondern Umständen auftritt, etwas Seltsam-Anziehendes. Eine Menschenseele hat ihre Schleier, ihre Hüllen weggeworfen, in der That, welche sie begangen, liegt sie offen vor uns. Sie schaut uns mit dunklen, unheimlichen Augen an, und darin beruht die Gier, mit welcher wir ein Verbrechen betrachten, daß wir uns so gern in diese Augen der irren Seele versenken und in ihnen nachforschen bis zu ihren tiefsten Abgründen.

Der Prozeß Lacoste bietet freilich eine andere entgegengesetzte Erscheinung. Das Gericht hat die Unschuld von Euphémie Lacoste erkannt, und daß auch wir die moralische Ueberzeugung von derselben hegen dürfen, wird sich vielleicht aus dem Verlaufe der Darstellung ergeben. Der Verdacht des Verbrechens muß uns hier als das Verbrechen selbst gelten; der Abgrund ist geöffnet, — die dunkle Wigde der Anklage legt sich um eine reine Stirne, und wenn sie auch von dem Ausspruche des Gerichts hinweggenom-

men wird, so sind doch immer noch hier und da vielleicht Einige, welche noch an sie glauben, welche ihren Eindruck noch auf der Stirne sehen wollen.

Euphémie Bergès wurde zu Mazerolles in den Hautes-Pyrénées geboren, in einem jener romantischen Thäler, in welchen noch die Sagen von Karls des Großen heldenhaftem Zuge nach Spanien und von den Thaten Roland's leben. Sie wuchs heran, sie wurde schön; sie glich einem jener Pyrenäenbäche, welche an den Abhängen des Gebirgs mit aller Schönheit, mit einer übermüthigen Unschuld der Jugend prangen, aber herunter gezogen in die Ebene, die Frische der Berge vor der Werktäglichkeit des Lebens verlieren. Auch Euphémie hatte dieses Schicksal. Ein alter, sehr begüterter Großoheim war zu dem Gedanken gekommen, zu heirathen und wo möglich noch einen Leibeserben zu erhalten. Seine Blicke fielen auf die schöne Nichte, sein Reichthum glich in den Augen der Verwandten den Unterschied der Jahre aus, und Euphémie, die Zweiundzwanzigjährige, wurde im Jahr 1841 die Frau des achtundsechzigjährigen Henri Lacoste, der sie mit auf sein Landgut Riguepeu bei Auch nahm.

Lacoste hatte Jugend und Unverdorbenheit gewollt, er hatte sie erhalten; denn auch die einzige kleine Herzensgeschichte aus früherer Zeit, auf welche die Angeklagte selbst hinwies, hat sich als ein ganz reines Verhältniß, vielleicht als eine bloße Sehnsucht von ihrer Seite herausgestellt. Sie selbst tauschte weniger in der Vermählung ein; statt einer fröhlichen Jugend einen alten, mürrischen Gatten, den sie, die sich selbst heranbildete, bald an Bildung überragte, einen lasterhaften Greis von einer reinmaterialistischen Lebensanschauung und von cynischen Gewohnheiten. Lacoste's Jugend fällt in Frankreichs bewegteste Zeit; er hatte aus ihr keine Erinnerung an ihre Größe, sondern einzig ihre Gottlosigkeit mit herübergenommen, (wie er denn auch die kirchliche Einsegnung der Trauung nicht gestatten wollte); hierzu waren die üblen Gewohnheiten des Alters gekommen, Geiz, Schmutz u. s. w., und von aller Gesellschaft scheint Herrn Lacoste die gewöhnlichste die liebste gewesen zu seyn. Das eheliche Glück der Madame Lacoste ist hiernach leicht zu berechnen; doch hatte die Verbindung in der ersten Zeit wenigstens einen Schein des Glücks. Lacoste scheint der jungen Frau durch sein Alter, durch eine Art von väterlicher Gewalt imponirt zu haben; die Zeugen sagen aus, daß sie sich zu den niedrigsten Handleistungen herabgelassen, daß sie ihm die Füße gebadet, ihn barbirt habe u. dgl. m. Der alte Lacoste machte, mit seiner jugendlichen Pflegerin zufrieden, ein Testament, in welchem er sie zur Universalerin seines ganzen Vermögens einsetzte. Diese Zufriedenheit des Alten dauerte indeß nicht lange; er wünschte nichts so sehr als einen Erben, den ihm seine junge Gattin nicht geben konnte. Er beschwerte sich darüber bei seinen Nachbarn, er drohte, das Testament zurückzunehmen, er versuchte endlich, seine Dienstmädchey zu verführen und marktete und feilschte um den Preis ihrer Gunst; und die junge Frau hatte alle Mühe, die Laster

ihrer alten Mannes zu überwachen und zu verhüten. Dabei litt sie von der Eifersucht und von dem Geize desselben, und es wurde ihr schwer, die Bedürfnisse ihrer Toilette u. dgl. von dem zu bestreiten, was ihr Mann ihr aussetzte. In solchen Zernürnissen machte sie den Schulmeister Meilhan in dem Dorfe Riguepeu zu ihrem Vertrauten, sie fragte ihn um Rath, sie machte vielleicht auch bisweilen kleine Anlehen bei ihm, sie soll ihn sogar als Boten zwischen sich und dem jungen Mann in Tarbes, der ihre erste Zuneigung gewesen, gebraucht haben. Diese Vertraulichkeit mit Meilhan, einem früheren Soldaten, der, nachdem er nun als Siebenziger Lehrer der Jugend war, noch alle Laster seines früheren Lebens beibehalten hatte, war für Madame Lacoste zwar noch kein Verbrechen, aber der erste Fehler, an welchen sich nachher die Kette von Anschuldigungen anreichte.

Am 14 Mai 1843 fuhr Lacoste mit seiner Frau auf den Jahrmart in dem Dorfe Riguepeu. Er besorgte seine Geschäfte und trank in dem Wirthshause, in welchem Meilhan wohnte, mit diesem ein Glas Wein. Wenigstens erzählt die Anklageakte, obgleich es Meilhan später in seinem Verhör durchaus läugnet, mit Lacoste Etwas getrunken zu haben. Dieser beklagte sich auf dem Rückwege verschiedentlich über Kolik, welche er dem Trunk mit Meilhan zuschrieb. Während der Nacht wurde das Uebel stärker, seine Frau pflegte ihn, und da ein heftiges Erbrechen erfolgte, so schaffte sie die Ausleerungen fort. Am andern Tage wurde Lacoste in ein entfernteres, angeblich stilleres Zimmer gebracht; Euphémie wich nicht von seiner Seite und reichte ihm Limonade, welche sie mit eigener Hand bereitete. Am dritten Tage fragte man einen Arzt um Rath, am fünften zog man einen Chirurgen persönlich hinzu. Indes sind die Aussagen einstimmig, daß Lacoste selbst fortwährend ein großer Verächter der ärztlichen Kunst gewesen sei; er nannte u. A. die „Chirurgen und Aerzte verfluchte Charlatan's,“ und erklärte, daß er seinem Viehdoktor, welchen er seinen Leibarzt nannte, das meiste Vertrauen schenke. Vor dem Chirurgen wurde behauptet, das Uebel Lacoste's rühre von dem Genuße unverdaulicher Speisen (Knoblauch, Zwiebeln und Bohnen) her. Am siebenten Tage wurde ein anderer Arzt herbeigebeten, aber als dieser ankam, war Lacoste bereits gestorben. Die Beerdigung ging ohne besondere Umstände vor sich; man will bei Madame Lacoste keine tiefe Trauer bemerkt haben. Aber wäre diese überhaupt möglich gewesen? hätte nicht jedes Zeichen einer innigeren Betrübniß sogleich den Anschein von Heuchelei annehmen müssen, nach einem Leben voller Enttäuschungen und Herabwürdigungen? War nicht gerade die offen gezeigte geringe Trauer ein Anzeichen der Unschuld, welche keine Verdächtigung zu fürchten hat oder nur ahnt?

Indes war es schon auffallend, daß einige Tage nach Lacoste's Tode der Schulmeister Meilhan mit vielem Geld prahlte, einen Wechsel von 1772 Franken vorzeigte, welchen ihm die Wittve gegeben, weil er ihr

früher 2000 Franken geliehen, und endlich sogar von einer lebenslänglichen Rente erzählte, welche ihm Madame Lacoste ausgesetzt habe, und eine betreffende Urkunde vorzeigte.

Die junge Wittwe ihrer Seits verließ, nachdem sie das Testament an sich genommen hatte, das sie zur Herrin eines Vermögens von 700,000 Franken machte, das Gut ihres Mannes zu Riguepeu, und miethete sich in Tarbes, näher an ihrer alten Heimath, ein. Wenn sie früher, unter der cynischen Gesittung Lacoste's, mit manchen Entbehrungen zu kämpfen gehabt hatte, so suchte sie sich jetzt zu entschädigen, sie suchte durch ihren neuen Reichthum dem Leben Reize abzugewinnen, welche sie früher, als unerfahrenes Kind des Pyrenäenlandes, als Frau eines alten Geizhalses kaum gekannt hatte. Sie verschmähete für ihre Wohnung keinen Glanz, und die Equipage, welche ihr der alte Gemahl hinterlassen hatte, wußte sie bald in einen besseren Stand zu setzen und fleißig zu benutzen. Daß in diesem neuen Leben in der jungen Frau noch manche Erinnerung an ihre verlorene, vertraute Jugend auftauchte, daß noch mancher Hauch aus der öden, schmutzigen Vergangenheit den gegenwärtigen Schimmer trübte, ist leicht begreiflich, und schwerlich als erwachendes Schuldbewußtseyn auszuliegen. Auch daß ihr das dunkle Bild des alten Lacoste von der hellen, glänzenden Folie des gegenwärtigen Lebens immer häßlicher und lästiger wurde, ist durch viele andere ähnliche Beobachtungen gerechtfertigt. Selbst daß sie den mehrerwähnten jungen Mann aus Tarbes häufig Abends bei sich empfangen haben soll, ist, wenn auch nicht zu entschuldigen, doch wenigstens leicht zu erklären.

Dem Volke ist es eigen, daß es da, wo es Lebensverhältnisse plötzlich bedeutend verändert sieht, auf außergewöhnliche Ursachen schließt. Auch jener Zug von Mißgunst, der dem Menschen angeboren ist, der sich deshalb im Kinde am deutlichsten und ungestörtesten äußert, tritt bei solchen Gelegenheiten hervor. Der Aufwand und die Lebenslust der Madame Lacoste, der plötzliche Tod ihres Mannes, das Gerede des Schulmeisters waren die Fäden, welche zu einem Gewebe zusammenschossen. Madame Lacoste mußte ihren Gatten mit Hülfe Meilhan's vergiftet haben. Das Gerücht schwebte anfänglich gleich leichtem Spinnweben in der Luft, aber es dauerte nicht lange, so hatte es sich über die ganze Gegend verbreitet. Die junge Wittwe begegnete ihm allenthalben, und suchte es umsonst niederzuschlagen. Sie ließ durch den Gerichtsdienner Jeden für einen Verläumber erklären, der dergleichen zu äußern wage, — vergebens! Sie ersuchte darauf die Behörde, die Leiche ihres Gatten ausgraben zu lassen, um durch den Befund alle Vergiftungsbeschuldigungen zu widerlegen. Die Behörde willfahrte endlich, — und in der Leiche wurde Arsenik gefunden. In wehevoller Entrüstung soll damals Madame Lacoste sogleich den Vorsatz gehabt haben, sich den Gerichten gegenüber zu stellen, aber ihre Freunde bestürmten sie,

und bewogen sie endlich, sich, in Erwartung der weiteren Resultate, verborgen zu halten. Seitdem verschwand sie für einige Zeit, man wußte nicht, wohin sie gekommen. Es knüpfte sich ein romantisches Interesse an ihre Person. Sie entfloß nicht, sie blieb in ihrer Heimath; aber die Pyrenäenthäler verbargen ihr gelästertes Kind wie in liebender Sorgfalt vor den Augen der Welt.

Als aber die Behörde die Stimme des Volks zu der seinigen machte, als der Prozeß begann, säumte Madame Lacoste nicht, ihre Unschuld zu vertreten, sie stellte sich dem Gerichte. Ihre Haft war eine gelinde, ihre Behandlung eine schonungsvolle. Das Instruktionsverfahren war beendet, am 10 Juli begannen die Assisenitzungen des Gerichtsdepartements in Auch. Die Augen von ganz Frankreich waren auf die kleine, sonst kaum genannte Stadt gerichtet, sie erlebte einen kurzen Ruhm. Alle bedeutenderen Zeitschriften hatten ihre Korrespondenten hingefandt, viele Neugierige waren aus der Hauptstadt hingeeilt, um ein Schauspiel zu sehen, das mehr Anziehendes und einen größeren Nervenreiz bot, als die Antigone oder Katharina II. Von früh am Morgen an belagerte eine Menge die Zugänge des Sitzungssaales; die Gaszkogner sind am wenigsten diejenigen Leute, welche ein derartiges Schauspiel versäumen. Man sah sie hier alle, die Söhne des alten Baskenlandes, sie waren aus der Ebne zusammengeströmt, von den Bergen herabgestiegen, und drängten sich in den Trachten, die schon an ihre Brüder jenseits der Pyrenäen gemahnen, mitten unter die eleganten Leute aus der fernen französischen Hauptstadt. Als die Thüren geöffnet wurden, erwies sich der Saal zu enge, um diese Menge zu fassen. Die Damen verfügten sich zu ihren bereit gehaltenen Plätzen, das Gericht erschien, die Geschworenen nahmen ihre Bänke ein, — auch die beiden Angeklagten wurden hereingeführt.

Madame Lacoste erscheint ganz schwarz gekleidet; die dunkle Kleidung läßt die Schönheit ihres Buchses und ihrer Haltung deutlich hervortreten. Ihr Benehmen ist ruhig und einfach; ein schwarzer Schleier verhüllt ihr Gesicht, ohne ihre Schönheit ganz zu verbergen; man sieht reiches, dunkles Haar, edle, feingeschnittene Züge von seltener Regelmäßigkeit und glänzende, tiefdunkle Augen unter ihm. Dabei erscheint sie von einer außerordentlichen Blässe. Ihr Mitangeschuldigter, der Schulmeister Meilhan, ist ihr völliges Gegentheil, sehr kräftig für seine hohen Jahre, klein, verb, mit rothem Gesicht und kurzen grauen Haaren, ohne eine Spur von Ergriffenheit und Bewegung. Man weiß es nicht, ist seine Zuversicht ein Zeichen der Unschuld oder der Gemeinheit. Sein Vertheidiger, Herr Cante-loup, und der der Madame Lacoste, Alem-Rousseau, nehmen neben der Bank der Angeklagten Platz.

Die Anklageakte wird verlesen und enthält einige Darstellungen der That-sachen, welche größtentheils in dem Bisherigen erzählt sind, indem sie die

selben zur Begründung des Verbrechens anzuwenden sucht. Die eigentliche Klage concentrirt sich dahin, daß Meilhan am 16 Mai 1843 dem verstorbenen Henri Lacoste in einem Glase Wein Gift beigebracht, und daß die Wittve Euphemie Lacoste an diesem Verbrechen durch Mitwissenschaft Theil, und während der Krankheit ihres Mannes diesem ferner Gift durch Limonade u. s. w. beigebracht habe.

Das Verhör begann. Meilhan wies die Vergiftung gänzlich zurück; Lacoste, sagte er, habe er zur Zeit, wo Jener den Wein getrunken, gar nicht gesehen, und die Summe, welche er der Madame Lacoste früher geliehen, sei eine Frucht seiner Ersparnisse, während er dagegen in dem Ge- rede von der Rente gelogen, und seinen Sohn zu täuschen beabsichtigt habe. Ebenso läugnet Madame Lacoste jede Kenntniß von einer Vergiftung; sie erzählt die Krankheitsgeschichte ihres Mannes einfach und mit dem Tone der Wahrheit, sie weist eine Unrichtigkeit in den Angaben der Anklageakte durch einen Brief, den sie am dritten Tage an den Arzt geschrieben, nach, sie sagt aus, daß Lacoste Flechten gehabt, gegen welche er geheime Mittel gebraucht, und wenn sich etwa Gift in seinem Körper gefunden, so wisse sie für dieses nur einen Ursprung in jenen geheimen Mitteln zu finden. Weiterhin sucht sie alle Gerüchte zurückzuweisen, welche ihre Frauenehre während ihres Aufenthalts in Tarbes antasteten, und gibt diese für Erfindungen ihrer neidischen und boshaften Hauswirthin aus.

Während sie sprach, waren alle Augen auf sie gerichtet; ihr Benehmen und ihre Sprache waren ganz die einer Dame von Welt, — von den Fremden wurde sie bewundert, und in den Gasognern regte sich eine Art von Stolz auf die schöne Dame des Schlosses von Niguenen, gleichviel, ob sie auch hier als Verbrecherin gelten mochte.

Zwei Tage, den 11 und 12 Juli, währte das Zeugenverhör. Es ergab im Ganzen keine neuen Thatsachen von Bedeutung. Viele der Belastungszeugen traten in einen sonderbaren Widerspruch mit der Anklageakte, — sie traten geradezu auf die andere Seite, sie wurden zu Entlastungszeugen. Es ist augenscheinlich, daß die Aussagen vor dem Instruktionsrichter von anderer Art waren, oder wenigstens eine weit andere Fassung hatten, als diese vor den Assisen, und der Nutzen der Deffentlichkeit tritt uns hier wieder klar vor die Augen, wir sehen, wie die Zeugen, da sie vor ihren gesammten Mitbürgern reden sollen, ergriffen von der Bedeutung dieser Augenblicke, noch einmal ihr Gewissen prüfen, in ihre Erinnerungen sich versenken, um nur keinen Unschuldigen verurtheilen zu lassen.

Unter des Aussagen des 11 Juli stellen die eines jungen Zimmermanns, Gabriel Navarre, und die der Jeannette Larrieur, welche der Verstorbene hatte verführen wollen, dessen Charakter nicht in das beste Licht, während sie zugleich seine Persönlichkeit lächerlich erscheinen lassen. Ungeachtet des Ernstes, welchen der Gegenstand an und für sich besitzt, erregten einzelne

Worte und Behauptungen eine unwiderstehliche Heiterkeit. Die Stadt Auch liegt ja mitten in der Gaslogne, und die Gaslogne ist das Land, welches ganz Frankreich Stoff zum Gelächter gibt. So sagte das Dienstmädchen Jeanette unter Anderm: „Madame versteht auch besser zu rasiren, als sonst Jemand.“ Und selbst in den Verhandlungen der eigentlichen Gerichtspersonen findet sich mancher komische Zug. So äußert sich der Präsident einmal: „Ohne Zweifel; es ist natürlich, daß eine junge und reiche Wittwe gesucht ist.“ — Und der Vertheidiger der Madame Lacoste, Alem-Nouffseau, erwiedert sogleich: Sehr gesucht, ich versichere es Ihnen. Wir haben acht und sechzig Heirathsanträge gehabt.

Viele Lognetten heben sich, als Hippolyte Berrens aufgerufen wird. Er ist der, welchen Madame Lacoste früherhin einmal ihren premier amoureur genannt haben soll, ein junger Kaufmann aus Tarbes, von acht und zwanzig Jahren, blond, nicht gerade häßlich, aber ohne einen bedeutenderen Ausdruck. Seine wenigen Ausfagen ergaben sich als außer aller Beziehung zu dem Prozeß stehend; er hat Euphemie Vergès vor ihrer Verheirathung mit Lacoste fast gar nicht gekannt — damals hatte vielleicht der junge Städter nur auf das junge Landmädchen einen flüchtigen Eindruck gemacht —; später, in Tarbes, gehörte er zu den Bewerbern um ihre Hand und hat sie bisweilen besucht. Sein Blick blieb kalt während seiner Ausfagen, man weiß nicht einmal, ob er die Bank der Angeklagten streifte. Wer in diesem Verhältniß irgend eine Romantik suchen will, wird sie schwerlich auf der Seite des jungen Krämers finden. Die Lognetten senkten sich; man fand den Helden schlecht in dem Stücke.

In der Sitzung vom 12 Juli wurden die Gefäße gebracht, in welchen man die Eingeweide Lacoste's und chemischen Präparate, deren man sich bei Entdeckung des Gifts bedient hatte, verwahrte. Madame Lacoste wurde unwohl bei diesem Anblicke, und ihr Vertheidiger mußte sie für einige Zeit in das Freie führen. In dem weiteren Zeugenverhör wurde jener Herr Fourcade, bei welchem Madame Lacoste in Tarbes gewohnt, und welcher am meisten ihre Sittlichkeit verdächtigt hatte, von dem Notar Deville derb zurecht gewiesen. Fourcade war hiernach dem verstorbenen Lacoste 10,000 Franken schuldig, und weil Madame Lacoste wegen denselben gegen ihn, der außerdem erwartet hatte, im Testament bedacht zu werden, gerichtlich hatte verfahren lassen, ließ er es an Verläumdungen und Verdächtigungen nicht fehlen. Den Schluß des Zeugenverhörs bildeten einige Ausfagen über die geheimen Mittel, deren sich Lacoste gegen seine Flechten und ähnliche Krankheiten bedient habe. Von Gewicht ist es besonders, was der Apotheker Guichot von Tarbes angibt: Herr Lacoste sei nämlich zu ihm gekommen und habe die Fowler'sche Tinktur verlangt, die aus nichts Geringerem bestehe als aus einer Auflösung von Arsenik in Potasche und ein starkes und gefährliches Gift sei. Guichot verweigerte sie ihm; daß aber Lacoste die

selbe, deren sich der Aberglaube der Gaskogne öfters als Heilmittel bedient, anderwärts doch erhalten habe, unterliegt keinem Zweifel.

Wenn man hiernach schon unbedingt geneigt ist, den Tod des Herrn Lacoste einer Selbstvergiftung zuzuschreiben, so ist doch auch noch das Gutachten von Bedeutung, welches die Pariser Aerzte und Chemiker wiederholt abgeben. Herr Pelouze, von der Akademie, thut das Vorhandenseyn von Arsenik in der Leber dar (Madame Lacoste verhüllt zitternd die Augen, während er die verschiedenen Gefäße hervornimmt). Dann gibt Dr. Devergie aus Paris, nachdem er an Madame Lacoste einige Fragen gerichtet, aus der Krankheitsgeschichte sein Gutachten dahin ab, daß Herr Lacoste nicht etwa an einer Indigestion, sondern nur an der Vergiftung durch Arsenik gestorben sei. Auf die Frage des Präsidenten freilich, ob Herr Lacoste, der an Geschwüren gelitten und Geheimmittel gebraucht habe, welche Arsenik enthalten, nicht gerade durch diese den Tod gefunden haben könne, weiß Herr Devergie nichts zu erwiedern, als daß dieß schwer zu entscheiden sei.

Die Vernehmungen waren hiermit geschlossen. Wie gebräuchlich, folgte weiterhin die Rede des Staatsprokurators zur Begründung seiner Anklage, die ohne Bedeutung war und nur eine Argumentation der gewöhnlichsten Art enthielt. Hierauf erhob sich noch der Verteidiger Meilhan's und legte, wenn auch ohne besondere Beredtsamkeit, in einfachen und einleuchtenden Worten seine Gründe dar, daß der Angeklagte den Todten nicht vergiftet haben könne.

Ungleich mehr auf den Effect berechnet war die Rede, durch welche Alem Rousseau in der Sitzung vom 13 Juli seine Clientin vertheidigte. Sie war reich an rhetorischen Wendungen, an tönenden Phrasen, — sie verfehlte auch, wiewohl sie an sechs Stunden währte, und also wohl auch ihre ermüdenden Stellen hatte, keineswegs ihren Zweck. Unnütz und obendrein ein Irrthum war die Hervorhebung, daß das in Lacoste's Eingeweiden gefundene Gift nur fünf Milligramme, also eine sehr unbedeutende Quantität, betragen habe. Diese fünf Milligramme waren nur aus dem vierten Theil der Leber gewonnen worden, so daß also die ganze wohl zwanzig Milligramme enthielt. Bezeichnend war die Schlußphrase, in welcher Alem Rousseau auf Christi unschuldigen Tod am Kreuze hinwies, — ein Nahrungsmittel, welches ganz für gaskognische Nerven berechnet erscheint.

Am fünften Tage der Verhandlungen endlich wurde das Urtheil gesprochen. Die Menge war unzählig; es war ein Sonntag, und weit und breit hatte die Bevölkerung des Baskenlands den Ruhetag benützt, um den letzten Akt des Drama's mit anzuhören. Madame Lacoste erschien noch bleicher als gewöhnlich. Nachdem der Präsident sein Resumé gegeben, entfernen sich die Geschworenen. Eine halbe Stunde vergeht, — eine lange, bange

Zeit für die Angeklagten, eine halbe Ewigkeit für die Neugierde. Sie treten wieder ein, sie haben entschieden: „Auf alle Anklagen, nein, die Angeklagten sind nicht schuldig!“ Das Volk vernimmt die Entscheidung mit Jubelruf. Als Madame Lacoste von ihrem Vertheidiger von ihrer Freisprechung in Kenntniß gesetzt wird, fällt sie in Ohnmacht, und zitternd erscheint sie an seinem Arme wieder vor der Versammlung. Die Angeklagten werden nach Verkündigung sogleich in Freiheit gesetzt.

Fragen wir, wie in diesem Falle ein deutsches Gericht entschieden haben würde, so glauben wir, daß auch von ihm Madame Lacoste (denn von Meilhan kann nicht die Rede seyn, der im Falle der Schuld nur Werkzeug war) freigesprochen worden wäre. Es lag kein Thatbestand eines Verbrechens vor, und die Zeugenaussagen erwiesen sich ohne Ausnahme vag und unbestimmt. Aber nicht nur die äußere Stimme des Richters, auch die innere Ueberzeugung eines Jeden muß sich für die Unschuld entscheiden. Es fehlt an allen Motiven zu einem Mord. Euphemie Bergès heirathet als ein unbefangenes Landmädchen, sie ist kindlich und demüthig genug, um ihrem alten Gatten Dienste zu leisten, zu welchen sich nicht leicht eine andere Frau verstehen würde. Die Ehe bleibt allerdings nicht fortdauernd glücklich; aber die Zermürnisse sind der allergewöhnlichsten Art, sie führen zu keinem Bruch, zu keiner Erbitterung, sie haben keine Ereignisse und keine Thatsachen in ihrem Gefolge. Euphemie hat keinen Geliebten, um deswillen ihr der Tod des alten Gatten besonders lieb seyn müßte, keine Leidenschaft stürmt und pocht in ihr und treibt sie zur That, — kein wilder Haß, keine wilde Liebe zwingt sie, mit jugendlicher Hand Demjenigen den Todesstrank zu reichen, welchen ihre Handlungen noch vor wenigen Jahren demüthig als ihren Herrn anerkannt haben. Selbst der Reichthum Lacoste's konnte auf sie, die von ihren Eltern her keineswegs unvermögend war, die sich später nach dem Tode ihres Mannes so wenig geldgierig zeigte, daß sie die zu sechs Prozent ausgeliehenen Kapitalien zu fünf Prozent heruntersetzte, wohl schwerlich bestimmend wirken. Wir glauben mithin nicht, daß sich in dem Prozeß Lacoste wie in dem Prozeß Lafarge eine Opposition gegen das Urtheil der Jury bilden wird, wir glauben vielmehr, daß sich die gesammte Dessenlichkeit darüber freuen wird, daß hier eine junge Frau, die im Vollgefühl ihrer Unschuld bisweilen vielleicht unvorsichtig war, nach den drückenden Jahren eines entwürdigenden Bundes, nach schmähenden Gerüchten, nach Einferkung und Zurschaugung auf der Bank der Verbrecher von dem Recht, das sonst, um seine Gewalt zu behaupten, eine Welt zerbrechen lassen will, eine solche Genugthuung erhalten hat.

Eduard Donon-Cadot, der des Vaternmords Angeklagte, soll sich nach seiner Freisprechung in Havre eingeschifft haben, um nach Amerika überzusiedeln. Euphemie Lacoste wird sich rein und ruhig ihrer alten Heimath zuwenden können; auch der Schatte eines Verbrechens ist von ihrer Er-

scheinung genommen. Die Zeitungen haben bereits erzählt, daß sie mit ihrem Vertheidiger und ihrem Kammermädchen gegen „Schloß Riguepen“ zugefahren sei, wo sie ihr alter Vater erwartet. Sie hat nicht zu zittern vor seinem Gruße; und wenn sie mit ihm zu den Schauplätzen ihrer ersten Jugend zurückkehrt, kann sie freudig, im Gefühl der erlangten Freiheit, zu den fernen, glänzenden Berggipfeln empor sehen, dem Bergstrom lauschen, und sich von der freien, frischen Luft der Berge die letzten Erinnerungen der Gefangenschaft und des drohenden Todes aus der Seele wehen lassen. Und welches Glück wird sie sonst erwarten? — — Ich mag nicht an den jungen Krämer von Tarbes denken, sonst läßt auch mich die Romantik im Stich, wie sie die Neugierigen der Affisen verlassen hat, als sie nach Jenem die Lorgnetten richteten.



Beurtheilungen.

Herodes der Große, in zwei Stücken,
von Friedrich Rückert. Stuttgart,
S. G. Liesching, 1844.

Erstes Stück:

Herodes und Mariamme.

Zweites Stück:

Herodes und seine Söhne.

Als Rückert vor zwei Jahren zuerst mit seinem Saul und David hervortrat, war der erste Eindruck dieser dramatischen Dichtung eine Ueberraschung. Man fragte sich: Rückert auch Dramatiker? Will er mit seinem Talent die ganze Schuleintheilung der Dichtkunst ausfüllen und wieder zu Ehren bringen? Ist er nicht der Größte unserer lebenden Lyriker? hat er nicht die epischen Stoffe des Morgenlandes zum wenigsten wunderschön nachgebildet? ist er es nicht, er allein, der den Begriff der didaktischen Poesie, die förmlich verschollen schien, wieder gerettet und sie zu einer Bedeutung gebracht hat, welche sie noch niemals besaßen? und er nun auch Dramatiker? Man fragte sich: will Rückert die Funktionen des Poeten, welche er in seinem Gedichte, die deutsche Stadt, auf verschiedene Persönlichkeiten vertheilt, alle in seiner Person vereinigen?

Die Fragen waren natürlich. Man ist heutzutage gewohnt, mit einem lyrischen Dichter den Gedanken an eine gewisse Einseitigkeit, an eine Beschränktheit der Produktionskraft zu verbinden. Gerade unsere besten Liedersänger sind es, welche dieses Vorurtheil der Menge am thatsächlichsten bestätigen. Und Rückert gerade, der deutsche Lyriker par excellence, dessen reinlyrische Produktionen quantitativ wohl sechs andern Poeten gleichkommen, welche weiter gar nichts als Liedersänger sind, ist zu gleicher Zeit die absolute Ausnahme.

Ich will hier nicht zu begründen suchen, wo in seinem Wesen die Wurzeln liegen, aus welchen diese Dramen hervorkamen, mit welchen andern Eigenthümlichkeiten des Dichters sie in einer nothwendigen Verbindung stehen. Daß solche innere Zusammenhänge bestehen, ist unzweifelhaft; wir sehen es schon daraus, daß nicht etwa ein Drama als eine vereinzelte Erscheinung, wie aus einer flüchtigen Laune hervorgegangen, auftritt, sondern eine Reihe, Saul und David, Herodes und Mariamme, Herodes und seine Söhne, Kaiser Heinrich IV, von welchem ich noch nicht weiß, aus wie vielen Theilen er bestehen wird. Wir haben hier kein Saa-

menform, welches ein Zufall des Windes nach einer Stätte getragen hat, wo es sich grün entfaltet; wir haben eine Saat, wir haben statt des Zufalls eine Absicht. Hier indes kann ich mich nur an die vorliegende Thatsache, an das dramatische Gedicht: „Herodes der Große“ halten.

Es ist augenscheinlich, daß dem Dichter in Herodes dem Großen eine große Idee vorschwebte, die Idee zugleich, welche Jedem, der sich in den Gegenstand versenkt, als die natürlichste erscheint. Es galt den Sieg des Lichts über die Nacht, des Geistes über den Buchstaben, eines neuen Lebens über ein erfordertes darzustellen. Aber Herodes ist nicht die einzige Gestalt, welche den Gegensatz gegen die aufleuchtende Macht des Christenthums bezeichnet. Dadurch, daß Müllert ihn in den Vordergrund stellte, machte er sein persönliches Leben, das tragische Geschick seiner Familie zum Gegenstande der beiden Dramen, — und dieses ist nur ein unvollkommener Gegensatz gegen die Geburt Christi, es ist nur ein kleines Stück einer zusammenbrechenden Welt im Verhältnis zu der neu ausblühenden. Müllert hat zwei Ideen in seine Dichtung getragen, ohne einen Uebergang zwischen ihnen zu vermitteln, ohne zu erreichen, daß sie sich gegenseitig durchbringen; und das Erscheinen des Verheißenen am Schluß der beiden Stücke, eröffnet zwar einer Seits die Aussicht in die ursprüngliche große Idee, anderer Seits ist der Eindruck selbst nach den vorhergegangenen Scenen voll Haß, Mord und Verwünschung ein überraschender und wunderbarer, — aber es fehlt doch der eigentliche Zusammenhang mit der vorhergegangenen tragischen Entwicklung, — der Heiland erscheint, aber er erscheint nur als leuchtender Gegensatz zu dem blutigen, dunkeln Familientrauerspiel.

In Herodes und Mariamme sehen wir Herodes als Gatten Mariamme's, der Makkabäerin. Es ist viel Liebe und viel freudiger Stolz in dieses Verhältnis gelegt; aber Herodes Liebe ist von seinem Ehrgeiz beherrscht, welcher ihm auch den Namen des Großen verschafft hat; wo Beide in Konflikt kommen, erwürgt der Ehrgeiz die Liebe in feurigen Armen. Dann aber ist diese Liebe

eine eigensüchtige, die eines Tyrannen, — nur Selbstliebe, die sich in einem Gegenstande spiegelt; und endlich wirkt der tiefgewurzelte Stammeshass der Idumäer und Makkabäer als Grundlage der Leidenschaften mit. So muß Herodes den jugendlichen Bruder Mariamme's, Aristobul, ermorden lassen, als ihm das Volk stürmisch entgegenjubelt. Er sagt zu diesem freuderegten Volke:

Du machst, daß ich den Knaben, den ich liebe,
Nun hassen muß, und was ich hasse, stirbt. —

So stirbt auch eine Reihe von Verwandten, Herodes eigener Bruder Joseph, der alte Oberpriester Hyrkan u. s. w., — so stirbt endlich Mariamme selbst, in welcher die Gatten- und die Verwandtenliebe einen harten Kampf durchgekämpft haben, und welche endlich auf Herodes gebieterisches: „Sag, liebst Du mich?“ keine Antwort der Liebe mehr hat. In dunkeln Grollen sendet Herodes der geliebten Todten ein großes Todtenopfer nach. Kunstreich und wirksam ist es, daß auf beiden Seiten, bei Herodes und bei Mariamme, böse aufreizende Gewalten stehen, Herodes Schwester Salome, und Mariammes Mutter Alexandra, welche jene blutigen Entscheldungen herbeiführen. In Blut und Wollust findet der König keinen Trost für den Verlust Mariamme's, keine Erlösung von seinem dunkeln Groll; und als er endlich in verzweiflungsvoller Aufregung einen Monolog mit den Worten schließt:

Dem Reif, dem Frost, dem Mehlthau und dem Hagel,
Dem Sturm, dem Winter und der öden Nacht,
Dem Chaos will ich Tempel bau'n, dem Lode
Des Weltalls, dem gestorb'nen großen Pan! —
Trost- und hülflose Welt, wo ist dein Heil?
Wo, rettungslos verlorn, keine Rettung?

— — da zeigt die nächste Scene eine Verwandlung, das Feld von Bethlehem, und die Engel singen:

Ehre sei Gott in den Höh'n,
Heil auf Erden, Friede, Gnade!

Herodes und seine Söhne, das zweite Stück, zeigt uns den König eine Reihe von Jahren später; er hat sich von seinem wilden Schmerz, von dem Versuche der Uebertäubung schon lange erholt; er führt jetzt seine und Mariamme's Söhne, die er in Rom hat erziehen lassen, in ihr Geburtsland ein. Aber schon hier gleich beleidigt ihn der Ruf des Volks:

Die Söhne Mariamme's leben hoch!
Hoch Alexander und Aristobul!

Sein Argwohn ist geweckt, und es wird nachher Antipatern, einem andern seiner Söhne, von der Doris, leicht, diesen zu verstärken und ein Gewebe zum Verderben seiner arglosen Halbbrüder anzulegen. Diese werden gefangen und hingerichtet, auch Herodes Bruder, Phreroses, und der entlarvte Antipater, müssen später folgen, — Alle werden in's Grab gesandt, — und als Herodes endlich stirbt, überwältigt von seiner bekannten schrecklichen Krankheit, da folgt ihm von seinen übrigbleibenden weiblichen Verwandten, darunter von seiner uralten Mutter, ein vielfältiges Wehe, — während die nächste Scene wieder auf den geborenen Feiland hinweist.

Weniger als das erste Stück kann sich dieses zweite einer dramatisch wirksamen Anlage rühmen. Die Verwicklung wird uns zu bloß gelegt, nur der Täuschende tritt auf, der arglistige Antipater, und enthüllt uns alle seine Absichten; die Getäuschten bleiben in dem Hintergrunde, wir sehen sie verloren, wir sehen, wie die Fäden sich um sie zusammenziehen, — aber wir bemerken von ihrer Seite keinen Widerstand, keine Gegenwehr; es ergreift uns neben dem Mitleid ein quälendes Mißbehagen. Dabei ist auch die Zeichnung der Persönlichkeiten keine vollendete, nur Herodes, Antipater und Salome treten uns deutlich entgegen; Alexander und Aristobul und ihre Gattinnen Glaphyra und Berenice sehen wir nur von leichten Linien umrissen, und zum Theil ist es gerade das Unwesentliche, was in ihnen am stärksten hervortritt. Glaphyra könnte eine sehr poetische Erscheinung seyn, wenn sie nur etwas mehr ausgeführt wäre.

Ob die beiden Stücke bühnengerecht sind, weiß ich nicht; ich glaube auch nicht, daß Rückert eine Beantwortung dieser Frage erwartet.

Was die Ausführung betrifft, so zeigt sich in ihr der auffallendste Unterschied mit Rückert's sonstiger Dichtung. Was das Aeußerliche, die Form angeht, so ist sie gelungen, die Jamben sind rein, leicht, ohne Härten; aber auffallen kann es hier schon, daß wir bei dem Meister, der sonst so oft einen wahren Uebermuth des Formenreichtums gezeigt hat, keine einzige künstlichere Bildung finden. Seltsamer aber ist es noch, daß er, der über alle seine Dichtungen eine Fülle von Bildern auszugießen gewöhnt ist, dem die Natur ihre geheimsten Aehnlichkeiten erschlossen hat, dem die Poesie der Natur sein eigenes Wesen ist, hier eine merkwürdige, beinahe profaische Mäßigung im Ausdruck beobachtet hat, daß er geflissentlich seine Sprache der Poesie zu entkleiden scheint. Wir finden den Verstand statt der Phantasie, Pointen statt der Bilder. Es wäre besser, Rückert gäbe uns hier die alte Pracht seiner Sprache (sind doch die Dramen orientalische), als den Ersatz, zu welchem er greift. Schon in Saul und David war ein Paschen nach Wortspielen, ein Handhaben dialektischer Spitzfindigkeiten, ein Hin- und Herwenden der Worte bemerklich; stärker treten diese Eigenthümlichkeiten in den vorliegenden beiden Stücken hervor, und das Wortspiel vergißt oft vollends sein Maas. Ich führe eine Stelle an:

Salome.

Du magst es, Mutter, halten, wie Du willst,
Mit Deinen Enteln; gegen meine Nessen
Wird mir's nicht an der rechten Haltung fehlen.

Phreroses.

Auf jeden Fall laßt uns zusammen halten.

Salome.

Das Bruder halte Du Dir selber vor!
Ich halt' an mir und an Herodes fest;
Du aber hältst nicht immer fest zusammen.

Phreroses.

Sin ich so faßrig?

Salome.

Ja, ich fürchte, daß
Du nächstens ganz wirst aus einander fahren.

Phrereses.

Ei, Schwester, die Gefahr ist nicht so nah. —
Was fährig? fahren? ist es nicht, um aus
Der Haut zu fahren, wie Du hochhinber fährst,
Wie Du mich anfährst, über's Maul mir fährst!
Pos' Fahren und kein Ende.

Es wird Niemanden geben, der hieran Freude hat; und an Aehnlichem fehlt es wahrlich nicht. Einmal zieht sich sogar ein Wortspiel von ganz Shakspeare'schem Gepräge über das Wort Schatten durch beinahe vier Seiten hin.

Daß sich freilich Rückert seines eigentlichen dichterischen Wesens nicht gänzlich entäußern kann, ist nicht schwer zu begreifen. Hier eine Stelle aus der Todtenklage um Aristobul, den schönen gemordeten Bruder Mariamme's (I. 77):

Thränen sind

Geworben alle Wessen in den Zeichen
Von Jericho, und jedes Aug' ein Teich.
Die Balsamstauden sind hinweggeträufelt
In Balsam ganz, um einzubalsamiren
So diesen Todten, daß für keinen andern
Ein Balsamtropf' in Zukunft übrig sei.
Als ob der Tod die Ernte nur gehalten,
Und leere Stoppel sei der Ueberrest,
Das Leben selber nun begraben sei,
Und nichts hinfort mehr des Begrabens werth.
So trauert Jericho, das seinen Gärten
Das farb'ge Kleid des Sommers ausgezogen,
So trauert schwarz der Himmel auf die Trauer
Der Erde nieder, also trauern wir.

Einen Bericht über Rückert's neueste dramatische Dichtung, über den Kaiser Heinrich IV, von welchem der erste Theil, „des Kaisers Krönung,“ vor mir liegt, scheint es mir passender, als mit diesen biblischen Tragödien, mit einer andern Dichtung, welche denselben Gegenstand behandelt, mit „Heinrich der Vierte von Deutschland, eine Trilogie von Hans Köster,“ zu verbinden, deren Beurtheilung wir bald geben werden.

J. C. B.

Badenia, oder das badische Volk und Land ic., von Dr. Joseph Vadder. Karlsruhe im Kunstverlag.

Dieses in Form einer Zeitschrift erscheinende Geschichtswerk (es steht nun im dritten Jahrgange) verdient die Aufmerksamkeit aller Freunde der Geschichte und des volksthümlichen Lebens. Man hat es neuerdings erkannt, daß die Provinzialgeschichte wieder in neue Verbindung mit dem Leben gebracht werden muß, denn an sie, nicht an die allgemeine Geschichte, knüpft sich das Volksbewußtseyn an. Wenn neuerdings abermals die theoretische Vernunft sich ihrer Befugnisse überheben und sich als spekulativer Radikalismus geltend machen will, der alle geschichtlichen Entwicklungen des deutschen Volkes, seine innersten und eigenthümlichsten Triebkräfte ignoriren und ganz neu aus der Vernunft herausbilden will, so setzt man diesem Verfahren am besten die geschichtliche Erkenntniß entgegen, welche darthut, daß ein geschichtliches Volk, wie das deutsche, sich nicht alsbald nach neuen Theorien gestaltet und modelt, sondern daß es die Er rungenschaft der Vergangenheit mit hinüber nehmen muß in die neuen Zustände. Der einzelne Mensch, mit seinen noch so hoch verstiegeneu Kombinationen und Systemen lernt sich demüthig und doch frei unterordnen unter die Entwicklung der allgemeinen geschichtlichen Vernunft.

An der Provinzialgeschichte zeigt sich dicht Geschlossenes, Lebendiges, Dramatisches.

Leider ist in neuester Zeit durch die Länderrarrondirungen auch die Provinzialgeschichte innerlich zerrissen und zerstückelt worden, und so dem Bewußtseyn des Volkes abhanden gekommen.

Es ist und bleibt aber dessen ungeachtet ein erspriessliches Unternehmen, dieselbe wieder herzustellen und dem Volke die Geschichte seiner nächsten Umgebung und seiner unmittelbaren Vorfahren aufzuschließen.

Man hat den Unterricht in der Erdkunde mit Glück damit begonnen, von der Heimath, von dem Geburtsorte zu beginnen und diesen zum Mittelpunkte der allgemeinen Kenntniß zu machen. Noch viel wirksamer muß sich dieß in der Geschichte erweisen. Nicht in

die Weite soll der Blick gelenkt werden, sondern auf das, was das Auge erschauen kann. Hier müssen die alten Gestalten und Zustände neu ersehen und der Gedanke wach seyn, daß die Arbeit der Zeit sich auf die Vergangenheit stützt.

Es ist aber immer weit leichter, Allgemeines aufzustellen (weil man dann ohne viel Kenntniß viel Worte machen kann), als Spezielles, Einzelnes, in seinem eigenthümlichen Leben und in seiner allgemeinen Bedeutung aufzuzeigen. Hierzu gehört eine von reichem Detail unterstützte lebendige Phantasie, ein Geist, der das Einzelne durchbringt bis zu dem Punkt, wo es mit dem Allgemeinen zusammenhängt.

3. Bader erweist solche Begabung in dem vorliegenden Werke. Es durchbringt Charakter und Geist, der von ihm zum Vortürfe genommenen Provinz in ihren gegenwärtigen Zuständen wie in ihren geschichtlichen Vorgängen. Eine ausgebreitete und umfassende archivarisches Forschung hat in ihm den Blick für die Gegenwart nicht abgestumpft, vielmehr erschaut er sie mit gesundem Auge. Eine kernhafte Natur, ein warmes Herz für das Volk fühlen wir in allen den Darstellungen heraus, so speziell und fernab liegend Manches auch auf den ersten Blick erscheinen mag.

An Reisen, Darstellungen von Ruinen, Gegenden, Trachten (die in Kupferstichen, Lithographien und kolorirten Bildern beigegeben sind), knüpft er auf natürliche Weise, ungezwungen und oft schwunghaft seine Erörterungen, Charakteristiken &c. Er liefert keine trockenen historischen Berichte, sondern weiß dieselben bei aller Urkundenmäßigkeit und geschichtlicher Ausführlichkeit dem Leser individuell nahe zu bringen. Die ruhige, objektive Darstellung wird daher oft mit Empfindungen und enthusiastischen Betrachtungen durchwoben, wie sie gerade dem mittlern Bewußtseyn (für welches diese Ausführungen besonders sind) am meisten entsprechen.

Wenn wir daher die Freunde vaterländischer Geschichts- und Volkskunde auch außerhalb der dargestellten Provinz auf dieses Werk aufmerksam machen, so können wir

dabei doch nicht einen Tadel rücksichtlich des Titels unterdrücken, so äußerlich und klein dieses auch Manchen bedünken mag. *Badenia!* das ist ein neues gemachtes Wort, ohne geschichtlichen Ursprung, wie das ganze Zusammensetzen dieser verschiedenen Theile, deren gemeinsame Geschichte erst von neuem Datum ist. Freilich mochte sich schwer ein anderes Wort dafür finden lassen. Ein treuer Forscher und begeisterter Darsteller der geschichtlichen Volkszustände hätte es aber aus doppelten Gründen vermeiden sollen, ein solches lateinisches Wort zu schaffen, das leicht zu einer irrigen Auffassung der Geschichte verleiten kann.

Abgesehen hiervon, wünschen wir dem Werk alles Gedeihen; wir werden bei seinem Abschlusse, in welchem die einzelnen Ausführungen gruppiert und in Zusammenhang gebracht werden sollen, nochmals darauf zurückkommen. B. A.

Kunst-Miscelle.

(Ein Kunstblatt.) Als wir kürzlich ein englisches Buch zur Rechtfertigung Richard's III anzeigten und erwähnten, daß man ihn auch von der Blutschuld an den Söhnen Eduard's zu reinigen versucht habe, wurden wir an ein Kunstblatt erinnert, das uns eine Weile aus den Augen gekommen war, und welches wir auch jetzt noch zur öffentlichen Anzeige zu bringen als unsere Pflicht ansehen. Es sind dieß die Söhne Eduard's nach dem Bilde von Hildebrandt, gezeichnet und gestochen von Fr. Knoke in Braunschweig, gedruckt von dem rühmlich bekannten Kupferdrucker H. Felsing in Darmstadt (dem Bruder des Kupferstechers) und von dem Verleger Ramdohr dem Herzoge Wilhelm von Braunschweig gewidmet. Das Bild Hildebrandt's ist bekannt; und wenn es auch mehr Genre- als historisches Bild ist, wenn auch zu viel Fleiß und Ausführung auf das Beiwerk, auf die reichen Stoffe und Gewände verwandt erscheint, so erreicht es doch seinen Zweck, es bringt das rührend zur Erscheinung, was Tyrrel bei Shakespeare sagen muß:

Dighton und Forrest, die zu diesem Sitze
 Fühlloser Schlächtere ich angestellte, —
 Wenn gleich sie eingeseifigte Schurken sind,
 Und blut'ge Hund', — in weichem Mitgefühl,
 In Nührung schmelzend weinten sie wie Kinder,
 Als ihres Todes Trauermähr' sie brachten.
 „So, so,“ sprach Dighton, „lag das süße Paar!“
 „So, so,“ sprach Forrest, „sich umringend Beide
 Mit den schuldlosen Alabasterarmen,
 Vier rothen Rosen ihre Lippen gleich,
 Auf einem Stengel, die einander sich
 In ihrer sommerlichen Schönheit küßten;
 Es lag auf ihrem Kissen ein Gebetbuch,
 Das fast, sprach Forrest, mir das Herz gewandt.
 Doch, o der Teufel!“ — — und hier stockt der
 Wicht.
 Darauf sprach Dighton so: „Wir würgten hin

Das allerschönste Werk in der Natur,
 Das seit der Schöpfung sie bildete.“ —
 Und voll Gewissensbisse gingen sie
 Von dort hinweg und sprachen nicht ein Wort. —

Wir glauben nicht, daß es Jemanden ohne
 einen Gemüthsindruck läßt. Der vorliegende
 Stich, der uns zunächst angeht, verdient
 das größte Lob; er ist ein wahrhaft künst-
 lerischer, ohne Manier, ohne Effecthascherei,
 Licht und Schatten ruhig gebrauchend, dabei
 von einem großen Fleiße der Ausführung;
 und bei der Theilnahme, die sich in Deutsch-
 land für das Originalgemälde allenthalben
 und in so vielen Aeußerungen ausdrückt,
 wird es auch sicherlich dem gelungenen Kunst-
 blatt an zahlreichen Freunden nicht fehlen.

Gelegenheitliches.

(Die Restauration des Doms von Aachen). In Speier, wo unsere Kaiser begraben liegen, tastete vor anderthalb Jahrhunderten die Wuth der Franzosen die geweihten Gräber an; im Aachener Münster brach ihre Raubsucht in den Revolutionskriegen jene Säulen aus, die dessen größten architektonischen Schmuck bildeten, jene Säulen aus Rom und Ravenna, die der große Kaiser vom klassischen Boden hatte holen lassen, um in Deutschland einen christlichen Tempel zu tragen, wie man dort noch keinen gesehen hatte. Ansgists, der kunsterfahrene Abt, ließ sie in den großen Bogenöffnungen von der Gallerie in zweifacher Reihe übereinander aufrichten. So standen sie dort ein Jahrtausend lang, in welchem der ursprüngliche Bau Karls des Großen, wiewohl nach und nach bedeutend um- und angebaut, unverfehrt stehen blieb als ältestes Denkmal der altchristlichen Baukunst in unserem Vaterlande. Die Franzosen hatten keine Ehrfurcht, sie ließen die Säulen nach Paris schleppen, von wo allerdings nach Napoleons Sturze die größere Anzahl wieder zurückkam, während gerade die schönsten im Louvre zurückgeblieben seyn sollen. Bisher hatte man noch nichts dazu gethan, den Schaden aus-

zuheilen, die alten Säulen wieder aufzustellen; nun aber zeigt die von dem Könige von Preußen mit der Restauration des Domes beauftragte Kommission sich thätig. Die Beilage der Augsb. Allg. Zeitung enthielt kürzlich von Rom die Nachricht, daß der Präsident der Kommission, Herr von Quast, um Mittheilung eines Originalgemäldes, das Innere des Doms darstellend, aus Rom gebeten habe, wo er es selbst in der Vaticana gesehen. Man fand es nach langem Suchen in einer Privatgalerie; und wenn es auch durchaus keinen Kunstwerth hat, so zeigt sich doch in ihm eine so ängstliche Treue und Genauigkeit des Einzelnen, daß es bei der Restauration die besten Dienste wird leisten können. Auch in Bezug darauf, wo die einzelnen Säulen gestanden, soll es den einzigen möglichen Aufschluß geben, indem die einzelnen auf ihm gefärbt sind, und man, wenn dieß genau durchgeführt ist, an der Farbe des Porphyrs wird nachsehen können.

(Das Geheimniß glücklich zu werden!) Unter diesem Titel kam mir neulich ein Büchlein in die Hände, über das ich mit wahren Heißhunger herfiel. Von allen Geheimnissen, die jetzt die Welt durchfluten,

wahre oder erträumte, sei du mir hochgepriesen, dachte ich. Glücklich werden, wer wollte das nicht? Welche Aufnahme muß nicht diesem Werkchen zu Theil werden, bei Allen, die jetzt so ungeduldig in den Laufgräben der Industrie und der Gedanken wühlen und suchen, um das wahre Glück zu Tage zu fördern? Wie werden die kommenden Geschlechter unsere Zeit einst betrachten, wenn sie die Wunder schauen, welche die Industrie geschaffen? Werden sie nicht wie jener Neger, als er eine Champagnerflasche enttorken sah, erstaunen — nicht über den schönen weißen Schaum, der in die Luft springt, sondern, wie es wohl möglich gewesen seyn möchte, ihn in die Flasche zu bannen? — Ich öffnete zitternd den Deckel und las auf dem ersten Blatte: „Man kann sich kein wahres Glück des Menschen denken, wenn er nicht gut zu verdauen im Stande ist. Der Magen ist die einzige Quelle aller wahren Philosophie.“ Ach! dieses wahre Glück bestand in nichts Anderem, als in einer kleinen abführenden Pille und das Büchlein enthielt die Anweisung, sie zu bereiten und sie einzunehmen.

(Was ist die Sucht nach Ruhm?)

Ich sah einst in einer Stadt einen armen Teufel während eines sogenannten Volksfestes einen hohen Mastbaum erklettern, um eine von den appetitlichen Würsten oder Schinken, die daran aufgehängt waren „als Sieger“ sich zu erbeuten. Man sagt, daß dieses Manöver nicht nur den Hunger reizt und nachher auch im glücklichen Falle befriedigt, als auch den Drang nach Ruhm im Volke erregt und es zu edlem Wettstreit anreizt. Die Veranstalter der Volksfeste irren dabei nicht. Man höre! Ich drängte mich, als der arme Teufel mit seiner Wurst im Munde, von dem Mastbaum herabrutschte, zu ihm hin und drückte ihm meine Bewunderung aus über seine Geschicklichkeit. — „Ja, Herr, erwiderte er mir, das Ding ist wahrlich beschwerlicher als es ausieht. Seit acht Tagen taste ich mich schon. Alle Tage stand ich um fünf Uhr auf und trant nichts als einen mäßigen Schnaps. Um Mittag aß ich ein kleines Brod und trant wieder einen. Abends um fünf Uhr desgleichen. Dann

legte ich mich schlafen. Während des ganzen Tages übte ich mich jedoch im Klettern auf die höchsten Bäume, und da ich keine eigenen Bäume besaß, so that ich dies an Orten, wo man mich für einen Dieb oder Baumfrevler hielt, und ich wurde mit Schlägen vertrieben und selbst einmal auf vierundzwanzig Stunden eingesperrt. Das Hungern macht den Körper leichter, der Schnaps macht das Fleisch geschmeidiger. Man muß fast vor Hunger gestorben seyn und keinen Durst haben, wenn man so hoch klettern will. Jetzt aber, wenn ich ein Brod hätte, wollte ich auch gern meine Wurst verzehren.“ — Ich gab ihm etwas Geld und er entfernte sich dankbar. Welche edle Einfalt! dachte ich bei mir, als ich den armen Triumphator in Lumpen so stolz von mir hinwegschreiten sah: Eine Woche lang hungern, um eine arme Wurst fast zweihundert Fuß über dem Niveau aller Wurstfabrikanten Europa's sich zu holen. Man frage nicht, ob es noch uninteressirte, reine Ruhmesbegierde gebe. Hier ist sie.

(L'union littéraire). Wir erhalten so eben aus Paris einen Prospektus, der obigen Titel an der Spitze trägt, und eine Einladung von dem Gründer der Union, dem Herrn Alphons Biollet zu Paris, derselben beizutreten. Herr Biollet redigirte eine kurze Zeit die bibliographischen Notizen in der Revue britannique, dann war er Mitredaktör des Courrier français und der Patrie. Die Gesellschaft hat zum Zweck, die Werke, welche ihre Mitglieder herauszugeben wünschen, an den Mann zu bringen, sie drucken zu lassen und ihren Verkauf zu überwachen, dann das Geld den Verfassern zu übersenden u. s. w. Ebenso werden die Mitglieder der Gesellschaft gegeneinander ihre Werke austauschen. Die Kataloge der durch die Gesellschaft veröffentlichten Sachen werden den Mitgliedern unentgeltlich zugesandt, ebenso auch den bedeutendsten Buchhandlungen Frankreichs und des Auslands. Jedes Mitglied der Gesellschaft erhält ein Exemplar von einem durch den Verein veröffentlichten Werke und hat die Pflicht, in seinem Kreise nach Kräften zu seiner Verbreitung beizutragen. Herr Biollet wird den Mitgliedern jeden ge-

wünschten bibliographischen Nachweis unentgeltlich ertheilen. Werke in fremden Sprachen werden von der Gesellschaft in's Französische übersetzt und den fremden Mitgliedern französische Werke überwiesen, die sich zur Uebersetzung eignen. Jedes Mitglied, welches ein Werk in Paris drucken lassen will, hat sich darüber mit Herrn Biollet zu verständigen. In jedem bedeutenden Orte wird ein korrespondirender Präsident ernannt, der die Mitglieder seines Ortes zusammenberufen kann. In Paris kommen die Mitglieder einmal im Monat zusammen; eine Generalversammlung findet alljährlich statt. Der Begründer, Herr Biollet, erhält von jedem Mitgliede für seine Bemühung und die nöthige Ausgabe, die er zu bestreiten hat, dreißig Franken jährlich u. s. w. Wir, als deutsche Schriftsteller, spüren allerdings keine Lust, diesem Verein beizutreten, geben aber unserm deutschen Literatenvereine diese praktische Seite seines Wirkens zu bedenken und glauben, daß unter gewissen Modifikationen bei uns auch etwas Aehnliches möglich und an der Zeit seyn dürfte.

— Bettina hat in dem Frühlingsfranz, aus den Jugendbriefen ihres Bruders Clemens Brentano gewunden, über den einzelnen Briefen das Datum ausgelassen. Wer Bettina und ihr früheres Verfahren kennt, dieses seltsame Kind, welches es nicht unterlassen kann, in jedem Gusse Fälschungsprozesse vorzunehmen, in welchem es freilich das fremde edle Metall mit eigenem noch edlerem, mit funkelndem Golde, versetzt, — der wird leider auch hier einen kleinen Verdacht nicht unterdrücken können. In der Gänderode waren es zum Theil die chronologischen Irrthümer, welche den Verdacht festen Fuß fassen ließen; — hier hat Bettina chronologische Irrthümer unmöglich gemacht, weil sie das Datum wegläßt; sollte das vielleicht aus kluger Absicht geschehen seyn? Die Briefe selbst sind übrigens von einer hohen Schönheit, es ruhet ein Hauch der Jugend über ihnen, welchen leider die Kämpfe der Jahre aus Brentano's spätem Sein verjagt hatten.

— Der Mordversuch auf den König von Preußen ist eine schmerzliche Erscheinung; er trifft in unserem Nationalcharakter wieder

eine jener Blüten, mit welchen wir so gern stolz prunkten. Wir waren seither gewohnt, ruhig jene Attentate zu referiren, welche in Frankreich und England auf die Herrscher gemacht wurden; daß so etwas in Deutschland geschehen könne, kam uns nicht in den Sinn. Was hilft es, sich noch länger schönen Täuschungen hinzugeben? was hilft es, noch länger mit unseren nationalen Tugenden zu kokettiren? Auch in unserem Lande, in dem Land der deutschen Treue, Redlichkeit und Biederkeit, taucht der Meuchelmord in seiner ganzen Abscheulichkeit auf. Während sonst rund um uns der Fürstenmord wüthete, blickten wir mit stolzer Sicherheit auf unsere Geschichte. Nur zwei Kaiser unseres Reichs wurden ermordet; — denn bei Heinrich VII und Günther von Schwarzburg ist der Tod durch Gift doch nur Gerücht. Aber bei jenen Beiden kam der Tod unter solchen Umständen, daß wir hier gar an keinen Fürstenmord im gewöhnlichen Sinne denken können. Wenn Philipp von Schwaben durch Otto von Wittelsbach erschlagen wurde, so war dieß nur ein Todtschlag, eine That des plötzlichen Zorns und der „Jachheit“, zu welcher sich der gereizte Mann hinreißen ließ, kein prämeditirter Mord; und der Tod Albrechts durch Johann ist augenscheinlich nichts als ein Verwandtenmord. Unsere Geschichte war rein; unsere Fürsten bangten nicht, wann sie sich dem Volke zeigten. Sollten wir jetzt auch die Zeit kommen sehen, in der auch sie in eisenerbelegten Wagen fahren, während rund umher spähende Gardien reiten?

— Den zahlreichen Verehrern der Muse Justinus Kerner wird die Nachricht willkommen seyn, daß sie nächstens eine illustrierte Ausgabe seiner unvergeßlichen Reiseschatten zu erwarten haben. Ein talentvoller junger Künstler soll der Verlagsbandlung eine Reihe von Federzeichnungen zu einzelnen Partien jener Dichtung vorgelegt haben, und von ihr alsbald mit der Ausführung des Ganzen beauftragt worden seyn. Der Gedanke ist so glücklich, daß man sich nur wundern muß, wie nicht schon längst ein Maler oder Buchhändler darauf verfallen ist. Die Reiseschatten sind selbst eine Reihe poetischer Federzeichnungen, und fordern so unmittelbar,

wie Peter Schlemihl, zu gleichartigen Illustrationen auf, die überdies eine viel größere Mannigfaltigkeit versprechen. Wir freuen uns, den Brunnenmacher und den Pfarrer, den wahnwitzigen Dichter und den fliegenden Todtengräber bald von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, die gothischen Kapellen wie die Grasburger Kirchthürme in den Text hereinragen zu sehen, und die Erzählungen und Romane vom Andreas und der Anna, vom Herrn von der Haide und dem Wassermann von den Arabesten wirklich umschlungen zu finden, mit denen jede nur etwas malerische Einbildungskraft sie unter dem Lesen von selbst umwindet.

— Man meldet aus Jngenheim in der Rheinpfalz: Als der Bischof von Speyer auf seiner Visitationsreise dahin kam, wurde er auch von Protestanten und Juden willkommen geheissen, besuchte die helleuchtete Synagoge, wo ihn ein Sängerkhor mit dem deutschen Psalmwort: „Gefegnet, der da kommt im Namen Gottes“ empfing und auf seinen Wunsch auch den 133. Psalm in hebräischer Sprache absang. Toleranz! Fortschritt! —

— Kürzlich ging aus einer deutschen Zeitung in die andere die Nachricht über, daß man in dem Bade Soden den neunzigsten Geburtstag des ältesten deutschen Liberalen gefeiert habe, des Prof. Hoffmann, früher Professor an der Universität Mainz, dann Präsident des dortigen Jakobinerklubs, Präsident der rheinischen Republik, Soldat in der Revolutionsarmee, Anführer eines Regiments gegen die Vendéer, Chef der Fremdenpolizei in Paris unter Robespierre, Wotschafter des Wohlfahrtsausschusses in London u. s. w. — Diese Lebensgeschichte und der Name: ein deutscher Liberaler! — Die Zeitungen sind doch oft recht komisch. Wir sind gewohnt, mit einem deutschen Liberalen andere Begriffe zu verbinden. — Uebrigens erinnere ich selbst mich aus meiner Kinderzeit, den Prof. Hoffmann als einen alten Mann häufig zu Winkel im Rheingau gesehen zu haben. Unter uns Knaben hieß er nur „der Klubbist“; und wir verbanden mit diesem Namen alle geheimnißvollen

Schrecknisse, welche man sich nur ersinnen kann.

— Deinhardstein, der Dichter, hat auf seiner Reise nach Norddeutschland den Zweck gehabt, den „Wiener Jahrbüchern der Literatur“, mit deren Redaktion er nun schon seit vierzehn Jahren beauftragt ist, neue und rüstige Kräfte zu gewinnen und soll zu diesem Zwecke in Leipzig, Dresden und Berlin Verbindungen angeknüpft haben. Die Wiener Jahrbücher sind ein großartiges, so reichlich unterstütztes Institut, daß es über aller Konkurrenz steht, was sie für die Wissenschaften gefördert haben, ist beträchtlich; aber es schienen doch zu verschiedenen Malen schon Zeiten einzutreten, in welchen ein geistiger Tod über sie kommen wollte, Zeiten, in welchen die Zustände des Orients ganz anders in ihnen vertreten waren, als das Leben und die Bewegung des Abendlandes; und jene Reise Deinhardstein's ist uns deshalb ein erfreuliches Zeichen, daß man in Oesterreich selbst ernstlich der Stagnation eines Unternehmens entgegenarbeiten will, wie leider der deutschen Wissenschaft deren nicht viele zu Gebot stehen.

— Washington Irving, der bekannte lebenswürdige Erzähler, der gegenwärtig die Stelle eines bevollmächtigten Ministers der vereinigten Staaten in Madrid einnimmt, soll seit einiger Zeit Catalonien bereisen und eifrig die Dertlichkeiten studiren. Er beabsichtigt, einen Roman aus Spaniens Gegenwart in diesen Gegenden spielen zu lassen und will es an Treue der Sitten und Gewohnheiten und der Lokalitäten nicht fehlen lassen. Ohne Zweifel wird der neue Roman sogleich übersezt und eifrig von uns gelesen werden. Wir wollen das nicht tadeln, Washington Irving verdient, von uns gelesen zu werden, er hat sogar etwas Deutsch-Eigenthümliches in seinen Werken. Aber man möge nur über dieser Uebersetzung ein nationales Werk nicht vergessen, das gegenwärtig schon weniger beachtet ist, als es verdient, und das schon um deswillen eine erneute Erwähnung verlangt. Ich meine B. A. Huber's Skizzen aus Spanien (drei Theile, der dritte in drei Bändchen). Nach welcher Seite sich Huber in den letzten Jahren ge-

wandi hat, kümmert uns hier durchaus nicht; seine Skizzen aus Spanien sind ein Buch, welches von allen derartigen Beziehungen frei ist, ein Buch, welches in unserem lieben Vaterlande zu den vielgelesenen gehören würde, wäre es aus dem Englischen übersetzt, und hätte es nicht das Unglück, von einem Deutschen herzurühren. Ich bin weit entfernt, die deutsche Vorliebe für fremde Produktionen für eine unbedingte zu halten; aber gerade bei Werken, welche Bilder und Schilderungen aus fremden Ländern geben, ist sie vorzugsweise in Kraft. Huber's Skizzen haben darunter viel gelitten; und doch bilden sie Gemälde, anziehend, wie ich wenige kenne, — der Roman, hinreichend spannend, alle Lokalitäten anschaulich, die Beschreibungen frisch, die Schilderungen voll reizender Treue, dabei eine bewegte, leidenschaftliche Zeit des spanischen Lebens, welche der Verfasser selbst miterlebte, die Kämpfe der Negro's und Teota's, die Niegehymnen und das Tragala, der Tod des edlen Helden der Freiheit und eine wehevollte Verbannung in der Fremde, und zwischen allem diesem die Erinnerungen an Spaniens stolze Vergangenheit,

an jene Sagenherrlichkeit, deren Kunden der Verfasser an Ort und Stelle erlauscht hat, die Thaten des Eid und die Wunder des Alhambra! Irving wird viel thun müssen, wenn er über Huber kommen will, dessen Buche ich auch den Vorzug vor Salvandy's vielgenanntem Don Alonzo geben möchte.

— Während der diesjährigen Julifeste war den französischen Truppen durch einen Tagsbefehl die Weisung zuergangen, in ihren Kasernen zu bleiben. Zweiundsiebenzig Stunden müssen die armen Teufel eingeschlossen bleiben, — eine seltsame Art, ein Fest der Freiheit zu feiern, meint der Charivari. Oder, fragt er, geschieht es etwa zur Büßung und Entföhnung für den Sieg des Volkes?

— Neulich wurde von einem neugemachten Ritter der Ehrenlegion gesprochen. Man stritt hin und her darüber, welche bedeutende Eigenschaften dem Manne den Orden wohl verschafft haben möchten. Dumas, der anwesend war sagte: Ich will's Euch verkünden, der Grund, weshalb er das Kreuz erhielt, ist einfach der, weil er es noch nicht hatte.

Nachrichten.

(Berlin.) Der Kapellmeister Otto Nicolai, aus Königsberg, hatte auf den Wunsch Seiner Majestät des Königs, sein achtstimmiges a capella gefesttes Pater noster den Kapellsängern einstudirt und es dann im Schlosse zu Potsdam aufgeführt. Jetzt ist er nach Königsberg abgereist, um bei der dort statt findenden dritten Säkularfeier der Universität eine große Kirchenmusik von sich zu leiten. Im September kehrt er als erster Kapellmeister des Hofopertheaters nach Wien zurück. Seine Oper: der Tempel, die früher in Italien und dann in Wien großes Glück machte, wird wahrscheinlich auch hier jetzt zur Aufführung kommen.

(Baden.) Nachdem uns Lenau und

Gutzkow verlassen haben, besuchten uns der Direktor des Wiener Burgtheaters, Franz von Holbein, und der Geheimerath von Leonhard aus Heidelberg. Die Gräfin Guiccioli, einst durch ihr Verhältniß zu Lord Byron bekannt, verweilt noch hier. Auch sie ist Dichterin. Wir hatten Gelegenheit, sehr schöne Terzinen von ihr zu lesen. Frau von Succow (Emma von Niendorf) ist angekommen. Außerdem fehlt es auch nicht an bloß vornehmen Gästen. Auffallend ist die bedeutende Zahl der Italiener. Den Herzog von Litta aus Mailand und die Marquisin von Pallavicini aus Genua, nennen wir hier in erster Reihe. Die Herzoge von Carofesoucauld und von Caylus nebst vielen Legitimisten begegnen sich in unserm

Bade. Der englische und russische Adel ist nicht so vornehm repräsentirt wie sonst. Im Ganzen ist das Leben bewegt, wenn auch nicht sehr glänzend. Es fehlt hiezu an besonders reicher, vornehmer und schöner Jugend, die gern Glanz verbreitet und Andern zu Glanz veranlaßt.

(München.) Dehenschläger und Ischoffe waren beide hier, und erfreuten sich von Seite unserer Literaten einer ehrenden Aufnahme. — Der Bassist, Herr Krause, ist in der Oper Zaar und Zimmermann, zum letztenmale aufgetreten und hat uns nunmehr verlassen, um seiner neuen Anstellung bei dem königlichen Theater zu Berlin Folge zu leisten. Er stand bei uns sowohl als Künstler wie als Mensch in großer Achtung.

(Dresden.) Oberon und Mozart's Entführung wurden neu einstudirt gegeben. Erfreuer mit einer großartigen und entsprechenden neuen Scenerie. Die Dekorationen waren theils von französischen Malern, dann von dem Hoftheatermaler Arrigoni und dem Herrn Gropius in Berlin gemalt worden. Das Meer von dem letztern Künstler war überaus getreu und wahr. Dichatschel war als Huon, wie als Belmonte ausgezeichnet, Madame Schröder-Devrient als Rozia leistete viel Treffliches, und Madame Kriete, geb. Wülf, sang die hohe Partie der Konstanze ohne Transposition, was in unserer an hohen Sopranstimmen so armen Zeit, angeführt zu werden verdient. Namsell Babnigg als Blondchen, der treffliche Dettmer als Osmin, ernteten gerechten Beifall. In Weber's Werk waren Herr Wächter als Scheramin, Namsell Thiele als Fatime und Herr Bessinger als Oberon sehr zu loben. Unser Theater steht wirklich in diesem Augenblicke auf einer hohen Stufe. — In der musikalischen Akademie, zum besten der Armen, hörten wir eine Ouvertüre zu Goethe's Faust von Richard Wagner, welcher man zwar nicht Originalität und Tiefe absprechen darf, wo jedoch der Instrumentallärm sich zu bemerkbar machte. Die Musik zum Faust von dem verstorbenen Fürsten Radziwill, ist angemessener für das Gedicht. Die erste

Walpurgisnacht von Goethe mit Mendelssohn'scher Musik und die Pastoral-Symphonie von Beethoven, folgten und gewährten, namentlich Letztere einen großen, sehr schönen Genuß den Kunstfreunden.

(Köln.) Auf dem Theater zu Köln wurde gegeben: „Ein Opfer der Spielhölle,“ Zeitbild in vier Akten, von P. W. Cramer, ehemaligem Theaterdirektor in Baden; gleichzeitig kommt die Nachricht, daß dasselbe Stück in Aachen, welches eine städtische Spielbank besitzt, verboten worden sei. An ein wirkliches Verbot mag ich nicht glauben, weil zu ihm keine Gründe vorliegen; wenn aber die Aachener Direktion dieses Stück zurückgewiesen hat, so muß sie gelobt werden, — sie hat alsdann viel mehr Geschmack gezeigt, als die des Kölner Theaters. Um es unumwunden zu sagen, so begreife ich gar nicht, wie man eine Jämmerlichkeit, wie dieses Opfer der Spielhölle, zur Aufführung bringen kann, ich begreife es nicht, wie Jemand, der „nur einen Fingerhut voll Gehirn“ hat, dergleichen zu schreiben vermochte. Das Ganze ist eine kolossale Albernheit, eine unfreie Komik von einer nie erhörten Größe — Polyrena und ihr „göttlicher Shakespeare,“ der Maler, der bei dem Pinsel Raphael's schwört, Herr Argentiere, der Giftnischer, welche Gestalten, welche Worte, welche Verwickelung, welche tragische Nothwendigkeit! Es heißt wahrlich dem Publikum viel zumuthen, wenn es bei diesem Nachwerk ernst bleiben, wenn es den Bombast tragisch und den Unsinn erschütternd finden soll; — ich habe gelacht, ein unauslöschliches Göttergelächter gelacht. Ich weiß es wohl, daß der Aufführung jenes Opfers ic. ein guter Zweck zu Grunde liegt, daß man hier den Kampf gegen das öffentliche Spiel in Deutschland noch auf ein anderes Gebiet spielen will, aus welchem eine unmittelbare Einwirkung auf das Volk statt findet, aber das ist doch nicht zu rechtfertigen, daß man der Absicht zu lieb alle weiteren Rücksichten aus dem Auge läßt und sich nicht im geringsten um die arme Kunst kümmert. Glauben etwa die Männer der Gesinnung unserer Tage, der Zweck heilige die Mittel, und wenn eine Schreiberei dieser Art einer Tagesfrage diene,

so habe sie *eo ipso* die Weihe der Poesie erhalten? Ich werde nie säumen, da, wo der rasche Eifer der Uebersetzung einen solchen Mißgriff, ein Verbrechen an der Poesie begeht, die Talentlosigkeit, die anspruchsvolle Beschränktheit in das rechte Licht zu setzen. Auch ich bin gegen das Spiel; aber es wird mir nie in den Sinn kommen, eine Albernheit gut zu heißen, weil sie zufällig die gleiche Antipathie mit mir theilt.

(Nürnberg.) Wir haben hier das zweihundertjährige Bestehen des pegnesischen Blumenordens gefeiert, und auf den guten Harsbörfer ist eine Denkmünze geprägt worden. Was werden wir nicht noch Alles feiern? Während man unsere Zeit weit und breit für eine mächtig nach Gestaltung ringende, für eine sich neugebärende ausgibt, kommen die guten Pegnitzschäfer zusammen und ländeln mit einander. Wann werden wir einmal anfangen, im Grabe zu lassen, was längst begraben ist, jene Reminiscenzen alle, die entweder gar keine oder doch nur eine sehr bedingte Bedeutung haben, jene todten Gedächtnisse, denen man mit Gewalt Lebenskraft geben will.

(Düsseldorf.) Die Haude-Spener'sche Zeitung enthält aus Düsseldorf eine Privatmittheilung über die dortige Kunstausstellung, in welcher diese bezeichnende Stelle vorkommt: „Seit die belgischen Bilder in Deutschland den Glanz der hiesigen Kunstleistungen verdunkelt und unsere Künstler von dem Felde, auf welchem sie so reiche Lorbern geerntet, verdrängt haben, ist in Vielen das Bewußtseyn einer anderen Bestimmung erwacht und das Bedürfnis hervorgetreten, in Uebereinstimmung mit den Bestrebungen und Leistungen im südlichen Deutschland der Kunst zu leben.“ Unter den Gemälden der Kunstausstellung selbst werden „Sagar und Ismael in der Wüste,“ von Köhler, der gefangene Gregor VII, von Schrader, Kaiser Friedrich II und Peter von Binea, und eine Waldhaide, von Schirmer, hervorgehoben. Von den Düsseldorfer Künstlern fehlen viele der besten Namen; Stille malt die Fresken auf Schloß Stolzenfels, Deger ist mit mehren Genossen in der von

dem Grafen Fürstenberg-Stammheim neu erbauten Kirche auf dem Apollinarisberg beschäftigt, Settegast hat Fresken in der Franziskanerkirche in Düsseldorf begonnen. Lessing endlich soll noch nicht ganz fertig seyn mit seinem neuen großen Bilde „Heinrich V, welchem die Einkehr in ein Kloster verweigert wird.“

(Paris.) Wenn wir berichtet haben, daß das *Ambigu-Comique* „das Wunder der Rosen,“ diese süße Legende aus dem Leben der heiligen Elisabeth, in sechszehn Tableaux aufgeführt habe, so müssen wir leider jetzt hinzufügen, daß das Stück selbst nur eine Verderbung der frommen deutschen Sage ist. Was dagegen die Pracht der Aufführung betrifft, so konnte man hier wahrhaft Wunder sehen. Niemals sind vielleicht der Reichtum der Kostüme und der Glanz der Decorationen auf einem Theater so weit getrieben worden. So z. B. sind die beiden letzten Tableaux in der That von einem wahrhaft magischen Eindruck. In dem Einen sehen wir ein wildes Thal, tief eingeschnitten, die Bäume biegen sich unter dem dicken Reif, der Fluß ist gefroren, die Erde ist traurig, und rings um das Ganze liegt ein grauer, trüber Winterhimmel. Das ganze Bild ist Winter, öder, düsterer Winter. Da, mit Einemmale, durch eines jener Wunder, deren Geheimniß heutzutage die Maler und Maschinisten allein besitzen, erscheint dieselbe Landschaft in dem ganzen Lichte, in dem ganzen Glanze des Frühlings, der Himmel ist blau, die Bäume sind grün, die Erde mit Blumen geschmückt, das ganze Thal lacht und singt, man glaubt die Vögel in dem Laubwerk zwitschern zu hören, das ganz von dem Frühlath überperkt ist. — Eine Pariser Saison ist ein Menschenalter für den wenigstens, der sie zum Erstenmale durchlebt und darum noch der Uebung entbehrt, die Eindrücke an sich vorübergleiten zu lassen, ohne ihnen eine bleibende Wirkung auf Gefühl und Phantasie zu gestatten. Die „große Welt“ die in der Planetenbahn der Seinesstadt ihren Umlauf hat, ist in eine Atmosphäre von Musik gehüllt, und wir schwimmen durch ein Tonmeer. Als eine der vorzüglichsten Leistungen in der musika-

lischen Sphäre der jüngsten Saison will ich nur der Konzertgesellschaft erwähnen, die unter der Leitung des Fürsten von der Moskowa entstanden ist, und unstreitig unter den Dilettantenvereinen die erste Stelle einnimmt. Ein besonderer Vorzug dieser Konzerte besteht darin, daß sie die seltenen Tonwerke alter Meister an's Licht ziehen, und ein anderer darin, daß sie jungen Talenten Gelegenheit geben, sich vor einem höchst gebildeten Auditorium zu entwickeln. Unter den Letztern hat sich besonders in dieser Saison eine Landsmännin hervorgethan, deren Name als Stern erster Größe in der Liste der Sängertinnen zu stehen verdient. Fräulein von Rüplin aus Konstanz, welche bereits im vorigen Winter in Privatkonzerten Vorzügliches leistete, erfreute sich diesmal in den Konzerten des Fürsten von der Moskowa der glänzendsten Anerkennung, wie sie selten einer fremden Dilettantin zu Theil wird. Die volltönende und umfangreiche Stimme des Fräuleins von Rüplin wurde in der italienischen Schule gebildet; sie ist eine Schülerin von Lablache. In ihren Gesängen vereinigt sich die Grazie und sorgfältige Reinheit der Italiener mit jener Tiefe und Kraft der Empfindung, welche dem deutschen Gesang vor jenem aller Nationen eine dauernde Wirkung auf die Seele des Zuhörers sichert. Der Beifall, welchen Fräulein von Rüplin in der Konzertgesellschaft erntete, verdoppelte sich in einem von ihr veranstalteten Privatkonzert im Salon Crard. — Auch die königliche Familie wollte den Gesang der allgerühmten jungen Sängerin vernehmen; sie wurde zu einer der Abendgesellschaften gezogen, welche die Königin zu Ehren der Herzogin von Kent veranstaltete, und erntete dort den höchsten Beifall. Wenn es sich bestätigt, daß Fräulein von Rüplin in Gesellschaft ihrer Mutter im Laufe des Sommers eine Reise nach Deutschland unternimmt, so werden manche Ihrer Leser Gelegenheit haben, in ihr eine Künstlerin ersten Rangs zu bewundern. — An die Stelle Fauriel's, — durch dessen Tod der Lehrstuhl der fremden Literatur in der Sorbonne frei geworden ist, wird wahrscheinlich Ozanann kommen, der schon seit einigen Jahren neben jenem zur Ergänzung angestellt war. In Deutsch-

land ist Ozanann kürzlich durch seine Studien über Dante bekannt geworden, welche eine Uebersetzung erfahren haben. — Die Julifesterlichkeiten sind beendigt; zu der feenhaften Beleuchtung der Champs-Élysées soll man an 1300 Arbeiter gebraucht haben, welche, in die ganze Länge der großen Allee vertheilt, des Zeichens harrieten, das mit einem Schlage diesen weiten Raum zu einem wunderbaren, buntfarbigen Lichtmeere machte.

(Madrid.) In Madrid wird gegenwärtig eine der reichsten Privatgalerien von Europa, die des Don Ramirez de Arellano, verkauft. Die Bilder der spanischen Schule, lange schwer zugängliche Seltenheiten, werden also noch immer mehr im Preise sinken. — Vielleicht wird Spanien in kurzer Zeit um seine eigenthümlichste Volkstheater kommen, um die Stiergefechte; man errichtet gegenwärtig Wettrennen. Ich bin für die Stiergefechte; der Matador ist eine ganz andere Erscheinung, als der Jockey.

Personalnachrichten.

— Der Präsident der Regierung zu Köln, Febr. von Patow, wurde wirklicher Geh. Ob. Reg. Rath und Direktor im Ministerium des Innern, und der Geh. Ob. Reg. Rath und Reg. Vice-Präsident von Bonin zu Magdeburg kam an dessen Stelle nach Köln.

— Der wirkl. Geh. D. Reg. von Wedell ist zum Ob.Präf. der Provinz Sachsen ernannt worden.

— Der R. Pr. evangelische Bischof Dr. Eylert feierte sein 50jähriges Predigerjubiläum (Bischof ist er seit 1810) in Eppendorf bei Hamburg. Von dem Könige erhielt er zu diesem Feste den rothen Adlerorden erster Klasse mit Eichenlaub in Brillanten. Eylerts Name ist besonders in den letzten Jahren durch sein vielgelesenes Buch über Friedrich Wilhelm IV weit verbreitet worden.

— Der Gen. L. Köhn v. Jasli, Kommand. der Festung Küstrin erhielt den rothen A. D. zweiter Kl. mit Eichenlaub.

— Der R. Würt. Gen. Maj. von Fleischmann, Gesandt. zu Paris, ist nun auch als solcher am Hofe zu Brüssel ernannt worden.

— Prof. Dr. Köper, Rekt. Mag. zu Rostock hat sein Amt niedergelegt, und Professor Dr. Karsten hat dasselbe angetreten. Prof. Dr. Hoffmann ist Dekan der theolog., Dr. Raspe der jurist., Dr. Spitta der

med. und Dr. v. Bücher der philos. Fak. zu Moskau geworden.

— Prof. Dr. Eifelen ist statt des geb. Just. R. Pernice Prof. der Univ. Halle geworden.

— Der Burgpfarrer Sedlaczek in Wien, der geistliche Erzieher der Söhne des Erzherzogs Karl, ist Prälat von Kloster-Neuburg geworden. Es ist dies eine der ersten geistlichen Stellen in dem österreichischen Staate.

Nekrolog.

— Die deutsche Literatur hat wieder einen Mann verloren, welchem sie vielfach zu Dank verpflichtet ist, den A. Pr. geb. Oberregierungsrath Streckfuß, welchen der Tod unerwartet in Berlin ereilt hat. Karl Streckfuß gehörte nicht zu den produktiven Geistern; aber mehr als mancher Andere durch eigene schöpferische Kraft hat er auf die deutsche Dichtung durch seine Uebersetzung der Meisterwerke italienischer Poesie Einfluß geübt. Die romantische Schule, besonders A. W. Schlegel, war es, welche zuerst die deutsche Aufmerksamkeit in ganz anderer Weise auf jene wunderherrlichen Dichtungen des Südens lenkte, als dies bisher geschehen; sie zeigte es, wie hier Form und Inhalt mit einander, als etwas Untrennbares, aufgefaßt und wiedergegeben werden müßten, während wir in dem vorigen Jahrhundert einige bloß stoffliche Uebersetzungen (in Prosa) erlebt hatten. Aus der hierdurch erweckten freundigen Theilnahme entsprangen die Uebersetzungen von Streckfuß, — Dante, Ariost und Tasso; und wenn er auch hier nicht der Erste ist, wenn ihm auch der wädhre, verdienstvolle Ories, der fleißige Kannegießer vorangegangen sind und Manches vorgearbeitet haben, so bleibt doch für Streckfuß noch immer eine beträchtliche Summe von Verdienst übrig. Betrachten wir ihn und Ories neben einander, so haben Beide die wechselseitigen Vergleichen nicht zu scheuen; und Jeder von ihnen hat uns neue Schönheiten jener unschätzblichen Meister aufgeschlossen, Jeder von ihnen nach einer bestimmten Seite hin auf unsere Nationalliteratur gewirkt. — Außerdem hat sich Streckfuß durch seine Schriften über höhere Staatsverwaltung verdient gemacht; und noch

die Tagesfragen der allerneuesten Zeit fanden in ihm einen lebendigen Sinn, eine seltene Rüstigkeit der Auffassung.

— Ein seltsamer Mann ist gestorben, eine Gestalt von romanischem Interesse, wie deren in der Gegenwart mit jedem Tage weniger werden, der spanische Pfarrer Merino, der gefährdete Parteigänger, der in dem Kampf der Glaubensarmee gegen die Konstitutionellen, in dem karlistischen Kriege fortwährend den thätigsten Antheil genommen, grausam, schlaun und gewandt, wie die wilde Fage des Gebirgs, und von dem größten Einfluß auf alle Gebirgsbewohner. Er hat in der Fremde sterben müssen, fern von den heimischen Sierren, verbannt wie sein Herr, Don Carlos. Wenn ich nicht irre, so erzählt Fürst Felix Sichnowsky, daß ihm Merino für den Fall seines Todes seinen Kränzenstock, der ihn in allen Abenteuern und Fährlichkeiten seines Lebens begleitet, versprochen habe. Der Fürst kann jetzt das seltsame Erbe des Parteigenossen antreten.

— Einer der fruchtbarsten Melodramendichter, derjenige, welcher diese ergiebige Fundgrube theatralischer Effekte zuerst mit Glück ausbeutete, ist in sehr hohem Alter zu Nancy verstorben, Herr Guilbert de Pixerecourt, Verfasser des auch bei uns einst so gern gesehnen Schauspiels: der Wald bei Hermannstadt, Totila's und vieler Andern. Sein Tod hat in Paris nicht die geringste Sensation erregt; er war vergessen, wie seine Werke, und doch kann man diesen letzteren ihren Werth, in einer gewissen Beschränkung, nicht abspredien.

— In Marburg starb der geb. Obermedizinalrath Dr. Ferd. Wurzer, 70 Jahre alt, in früherer Zeit als Lehrer der Chemie von Bedeutung.

— Dr. R. Hoffmann, Dir. des Friedrich-Wilhelm-Gymn. zu Köln, bekannt durch sein Werk über Schiller, starb daselbst 48 J. alt.

— Prof. Leybold starb in Stuttgart 58 J. alt.

— Der Großh. Hess. Gen. Maj. und Gen. Quart. Mjr. v. Lyndar starb zu Bad-Homburg 64 J. alt.

Die artistischen Beilagen.

Wir übergeben unsern Lesern:

- 1) Federzeichnung nach einem geätzten Blatte eines Originalgemäldes von David Teniers.
- 2) Lied: Meerfahrt, von Anastasius Grün, Musik von Joh. Gauß.

August Bewald.